

THEOLOGISCHE REVUE

122. Jahrgang

– September 2026 –

Schüssler, Michael: Es kommt was ins Rutschen. Eine theologische Reise an die Kippunkte der Gegenwart. Ostfildern: Grünewald 2025, 222 S., geb. € 25,00 ISBN: 978-3-7867-3391-1

Kippunkte – man sollte sich die drei p's laut über die Zunge gehen lassen, um ein Gefühl dafür zu bekommen, wie es ist, wenn etwas abrutscht und nicht wieder zurückgebracht werden kann. Wie bei einer Lawine. Lawinenartig hat der Missbrauchsskandal das alte Modell der Klerikerkirche, der *societas perfecta*, die als Ort des ewigen Gottes überzeitliche Gültigkeit und Autorität beansprucht, unter sich begraben. Aber auch die Gemeindekirche, eine Schöpfung des Konzils, ist ins Rutschen gekommen, sie, die Kirche für alle sein wollte und doch heute für immer weniger geworden ist. „So gut wie keines der Kinder oder Enkelkinder hat noch Zugang zu dieser Gemeindeform von Kirche. [...] Was in der Kirche während und nach dem Konzil hart erkämpft zum Durchbruch kam, ist heute schon wieder überholt“ (20f). Ist das nun das Ende von Kirche? Ja, sagt der Tübinger praktische Theologe. Jedenfalls von der Kirche, wie wir sie kennen. Aber es kann eine „christliche Existenz nach der Kirche“ (155) geben. Eine Form von Existenz, die in unsere Gegenwart passt. Es wird eine Art der christlichen Existenz sein, die auf vorgefasste Konzepte verzichtet. Die sich auf das bezieht und sich in das einbringt, was geschieht. Die deshalb „mit jedem Moment ein wenig anders“ (22) sein kann. Indem sie von langfristigen Zukunftskonzepten auf die Gegenwart umstellt, folgt sie dem Zug der Zeit, ist sie zeitgemäß. Denn „das Situative und Ereignishafte ist eine Grunderfahrung des neuen Jahrtausends“ (23). Diese Einbettung ins Heute auszuweisen und von den ersten Anfängen des postekkliesialen Christentums zu erzählen, das unternimmt dieses erstaunliche und unbedingt lesenswerte Buch.

Eine Auflistung zeigt: Weltbewegende Ereignisse seit dem Jahr 2000 haben jeweils bekannte Muster und Strategien über den Haufen geworfen. Politik und Gesellschaft und eben auch die Kirche mussten ihre „Betriebssysteme“ (11) bzw., mit Michel Foucault gesagt, „Dispositive“ aufgeben. Dazu gehört wie gesagt die klerikal-hierarchische kath. Kirche mit ihrer toxischen Anfälligkeit für sexuellen Missbrauch. Sie „will das ewige Höchste retten und hält nicht einmal die menschenrechtlichen Mindeststandards ein. Das lässt sich nicht reformieren.“ (43) Die Grenzen der Kirche, auch der Gemeindekirche, zeigten sich dann überdeutlich im Pandemieschock. Corona hat Lebenserfahrungen weltweit verändert, hat auch die sozialen Ungleichheiten in verschärfter Form deutlich werden lassen. Das kirchliche Handeln zeigte viel Hilflosigkeit. Die „ehemals starken Antworten der christlichen Religion“ (53) liefen ins Leere. Zugleich kamen spontan neue Formen der christlichen Existenz zustande, die, überwiegend digital, das traditionelle Schema der Zugehörigkeitskirche aufgaben und im gemeinsamen Aushalten der Ohnmacht versuchten, „dem Nichtstun-Können eine Form [zu]

geben“ (56, nach Ulrike Wagner-Rau). Gleich nach der Pandemie kam der russische Angriffskrieg auf die Ukraine. Ein Ereignis, durch das die lange gehegte Erwartung einer zivilen Weltordnung mindestens in Europa verstört worden ist. Das christliche Engagement für den Frieden, etwa bei Pax Christi, gerät in einen Dauerkonflikt zwischen Gewaltfreiheit und dem Recht auf Selbstverteidigung. Die früheren Konzepte sind nicht einfach weiterzuführen. Jetzt fällt ins Bewusstsein: Auch die Bibel kennt heilige Kriege, Kriege Gottes, denen viele zum Opfer fallen. Der Pazifismus gerät in die Krise, er muss pragmatischer werden, muss die Beziehung von Frieden und Gerechtigkeit neu abwägen. Nicht von Prinzipien her, sondern von den Opfern des Krieges her und im Kontakt mit diesen suchen Christ*innen ihren Weg, für den das Wort von Elazar Benyoëtz gilt: „Man kommt nicht sauber ins Reine“ (72). Wie der Ukrainekrieg, so hat auch die Klimakrise die Welt verändert. „Die Erde ist von einer stabilen Grundlage unseres Lebens zum unberechenbaren Risikofaktor geworden.“ (75) Das Christentum ist dafür mitverantwortlich, ist doch der biblische Herrschaftsbefehl und die Überzeugung, dass allein der Mensch Ebenbild Gottes sei, über die Religion hinaus zum Programm der neuzeitlichen Naturbeherrschung geworden. Die Lösungen reichen von einem quasi religiösen Glauben an technische Lösungen bis zu einem christlichen Animismus, einer „artenübergreifenden, mit-atmenden und mit-sterbenden Solidarität“ mit allen Wesen der Schöpfung (88, nach Andreas Krebs). Ein schwieriger Weg der Transformation liegt vor uns. „Ein Grundzug des Christlichen bleibt hierbei, dass der Schrei der Erde und der Schrei der Armen nicht gegeneinander ausgespielt werden dürfen.“ (92) – Alle genannten Ereignisse laufen darauf hinaus, gängige Routinen und Programme in Frage zu stellen. Aber die Trägheit, die Beharrungskraft eingespielten Verhaltens und komplexer sozialer Systeme, die die Veränderung behindern, ist nicht zu unterschätzen. Gerade auch nicht im Bereich Kirche. Solange diese sich v. a. um das eigene Überleben sorgt, „kippt die verfasste Kirche mit ihren hausgemachten Blockaden in die Bedeutungslosigkeit“ (97). Es geht nicht um das Überleben von Kirche, sondern um „den Beitrag des Glaubens für die drängenden Überlebensfragen aller“ (97). Michael Schüssler, der der Kirche das ins Stammbuch schreibt, erläutert die Wechselwirkungen, die ein nachkirchliches Christentum mit der Welt, in der wir leben, eingehen kann. Da geht es um eine genauere Wahrnehmung interreligiöser Biographien, die das konventionelle Container-Modell abgeschlossener Religionsidentitäten hinter sich lässt. Und um eine Erinnerungskultur, die auch die Traumata von Menschen aus anderen Kulturen wahr- und ernstnimmt, darunter auch die, die die christliche Kolonial- und Missionsgeschichte angerichtet hat. Da geht es um die Überwindung des gesellschaftlich und auch kirchlich weiterhin wirksamen Rassismus. Und um queersensible Christlichkeit, die die Gewalthaftigkeit des überkommenen kirchlichen Geschlechtermodells durchschaut und überwindet. Am Ende eines langen Weges winkt dann als Lohn der „Segen erkämpfter Vielfalt“ (141). Wie er verheißen ist in der Erzählung vom Turmbau zu Babel! Denn Gott verwirft die Machtkonzentration und Vereinheitlichung, die in jenem Turmprojekt ausgedrückt ist. Und längst ist ja die kath. Kirche ein solcher Turmbau geworden oder wollte es sein. Aber Gott verwirrt die Sprachen, er stellt die Vielfalt wieder her. „Babel als Segen zu verstehen, das ist einer dieser Musterwechsel, die Leben geben können“ (163).

Wie sieht sie aus, die christliche Existenz nach der Kirche? Dazu weiß Schüssler einiges Ermutigendes und Wegweisendes zu erzählen. Ja, es gibt die gelebte Praxis eines Christentums, das „die in den Glaubensarchiven beheimateten Versprechen Gottes zum Ereignis unserer Gegenwart werden“ lässt (187). Wo Glauben nicht an seiner Vernünftigkeit und seiner historischen Wahrheit, sondern an seiner Lebensdienlichkeit gemessen wird. Die Voraussetzung dazu ist die Einsicht, dass

der Glaube nicht der Kirche gehört, dass der Zugriff auf die Bestände des Glaubens auf „einen open-Source-Modus“ (160) umgestellt ist, dass alle ihn teilen und testen können auf seine Bewährung in Situationen hin, in denen es um das „Wohl alles Lebendigen“ (164) geht. Auf Gottes Lebensmacht ist wieder zu hoffen – die zuerst den anderen gilt und dann erst mir selbst.

Es kommt leicht daher, dieses Buch. Es wird viel und anschaulich erzählt, auch aus dem Leben des Vf.s, der offen darüber spricht, wie schmerzhaft und peinlich er vieles erst lernen musste, was er nun als seine Botschaft übermittelt. Es ist ein vielstimmiges Buch, viele Zeug*innen kommen ausführlich zu Wort. Schüssler wirkt mit an der Redaktion von feinschwarz.net. So hat er reiche Quellen. Aus der Literatur treten Michel de Certeau und Bruno Latour hervor. Aber wenn es auch leicht daherkommt, so ist es doch gewichtig. Hier formiert sich ein zukunftsfähiges Christentum. Die entschiedene Abkehr von Formen, die keine Zukunft mehr haben, gehört dazu. Mir kommen Augustinus, die Bettelordensbewegung, die Reformation in den Sinn, wenn ich an vergleichbare Neustarts in der Kirchengeschichte denke.

Viele konkrete Anregungen, Orientierung in Gegenwartsfragen, auch theoretische Fundierungen, die Schüssler mit sicherer Hand gelingen, das alles kann man hier haben – aber fertig wird man nicht mit diesem Buch. Was ist denn, so frage ich mich, mit den genannten „Glaubensarchiven“, wenn sich christliche Existenz nur noch ereignisbezogen in der Gegenwart vollzieht? Wird man noch die Bibel kennen, wird man noch die Geschichte kennen, die von den Versuchen der Früheren berichtet, den Glauben für die Probleme ihrer Zeit ins Spiel zu bringen? Wieviel Traditionspflege ist nötig, um gegenwärtig handeln zu können? Und weiter: Wenn das Versprechen des Glaubens zuerst den anderen gilt, den stigmatisierten Menschen, der geknechteten Natur und allem Lebendigen, wieviel ethische Forderung, wieviel Selbstlosigkeit liegt darin, für diesen Glauben aktiv einzustehen? Gläubige, die es gewohnt sind, den Glauben eher als Absicherung der eigenen Existenz zu praktizieren, werden sich damit schwertun. Und schließlich: Viele Christ:innen, auch pastorale Mitarbeiter:innen tun sich schwer damit, von Gott zu sprechen. Darauf weist Schüssler mit Recht hin. Viele haben „Gott ‚verloren‘, sie wissen nicht (mehr), wie sie von Gott, von Gottes Wirken in der Welt und von Erfahrungen mit Gott sprechen können“ (158f, nach der Kath. Arbeitsstelle für missionarische Pastoral). Schüssler aber spricht scheinbar mühelos von Gott, von Gottes Lebensmacht, wie es öfter heißt, und dass man Gott nicht irgendwo hinbringen muss, weil er schon da ist. Woher hat er das? Was meint er damit? Ist das mehr und anderes als der „menschenrechtliche Lebenskompass“ (207)? Er bezieht sich auf John D. Caputo: „Caputo reißt den christlichen Gott aus religiösen und kirchlichen Sicherheiten heraus in einen Strudel der Ungewissheiten.“ (57) Und doch muss etwas gewiss sein an Gott, wenn man ihn als Lebensmacht einbringen will. Und zuletzt, jetzt keine Frage, sondern eher eine Idee: Was Schüssler sagt über einen Glauben im unvorhersehbaren Ereignis, einen Glauben ohne Masterplan und Konzept, ist das nicht genau das, was Jesus lebte?

Über den Autor:

Thomas Ruster, Dr., em. Professor für Systematische Theologie am Institut für Katholische Theologie der Technischen Universität Dortmund (thomas.ruster@tu-dortmund.de)